



Newsletter vom 31. 3. 2019

Inhalt

Nicht Schulreform, sondern Totalumbau.....	1
Universitäts-Professoren sind tief besorgt.....	2
«Es gibt gezielte Angriffe auf die Geisteswissenschaften»	4
Mit dem Latein am Ende?	6
Leserbriefe zu «Mit dem Latein am Ende?»	8
Flucht aus dem Wesentlichen.....	9
Chancengleichheit ist ein zweischneidiges Schwert.....	11
«Keine Hausaufgaben bringen mehr Chancenausgleich»	12
Elternbrief der Primarschulpflege Regensdorf.....	14
In der Gymi-Frage zeigt man sich als Vater nicht immer von der besten Seite	15
Einspruch! 2.....	18
Veranstaltungshinweise	19
12.4.2019: Nicht Schulreform, sondern Totalumbau.....	19
4.5.2019: Time for Change? – Teil II: Im Hamsterrad.....	20

Nicht Schulreform, sondern Totalumbau

Wir freuen uns, Sie zum nächsten Vortragsabend des Vereins «Starke Volksschule Zürich» am 12. April einzuladen (siehe Veranstaltungshinweis). Hier wird Gelegenheit sein, mit Professor Mario Andreotti über eine ganze Reihe von Problemen ins Gespräch zu kommen, mit denen unsere Volksschule als Folge fragwürdiger Reformen behaftet ist. Einige der Knackpunkte sind auch Thema dieses Newsletters.

So die vielfach belegte Tatsache, dass mit kompetenzorientiertem und selbstorganisiertem «Unterricht» sowie den dazu «passenden» Lehrmitteln keine Sprachen gelernt werden können – weder Deutsch noch Französisch oder Englisch. Deshalb sehen sich Gymilehrer gezwungen, die Versäumnisse der Volksschule nachzuholen, indem sie zum Beispiel einen Grundkurs in französischer Grammatik durchführen. Hochschulprofessoren machen sich Sorgen, weil die Freude am Lesen – eine Grundvoraussetzung für jedes geisteswissenschaftliche Studium – im Getöse der Digitalisierung und im bildungsfeindlichen Learning to the test verlorengelht. Dass bei einem derart geschrumpften Bildungsverständnis die Königsdisziplin Latein am Aussterben ist, erstaunt nicht, denn hier geht es nun



einmal nicht ohne einen disziplinierten Aufbau der Grammatik. Wer einen Sprachunterricht, der diesen Namen verdient, retten will, kommt nicht darum herum, bei der Ursache der Misere anzusetzen. Die Volksschule hat ihren Grundauftrag zu erfüllen, nämlich den einer guten Grundbildung für alle, so Professor Walter Herzog: «Allen soll ermöglicht werden, sich so viel Bildung anzueignen, wie es braucht, um in einer modernen Gesellschaft ein selbstbestimmtes Leben führen zu können.»

Dieses Verständnis einer humanistischen Bildungsgerechtigkeit steht weit über dem mechanistischen Begriff einer Chancengleichheit, die unter anderem als absurde Begründung für die Abschaffung der Hausaufgaben in Primarschulen herhalten muss. Weil dann alle Kinder mit den wenigen Bildungs-Brösmeli zurechtkommen müssen, die sie in ihrer selbstständig organisierten Lernzeit mit Googeln und einigen Tipps ihres «Coach» aufschnappen können?

Inmitten dieser Stürme in unserem Bildungssystem finden wir eine Verschnaufpause bei Carl Bossard, der den Leser beharrlich und geduldig zurück zum Wesentlichen führt, zum «Kerngeschäft», nämlich der gemeinsamen Zuwendung von Lehrerin und Schülern zu einem Lerngegenstand, in Musse und mit genügend Gelegenheiten zum Üben und Vertiefen. So schwierig zu verstehen ist das doch eigentlich nicht – oder?

Am 12. April wird Professor Andreotti zum Thema «Nicht Schulreformen, sondern Totalumbau» referieren. Wir freuen uns auf einen anregenden Abend mit lebhafter Diskussion. Jedermann ist herzlich dazu eingeladen.

Für den Verein «Starke Volksschule Zürich»

Marianne Wüthrich

Universitäts-Professoren sind tief besorgt

Basler Zeitung 26.3.2019

Mangelnde Französisch-Kenntnisse der Gymnasial-Schüler schrecken Sprach-Wissenschaftler auf

Von Franziska Laur

Basel. Die Uni-Professoren sorgen sich wegen der mangelnden Französisch-Kenntnisse der Schüler. «Das beunruhigt uns sehr, denn es bedeutet, dass die in der Sek II gesetzten Lernziele nicht erreicht werden können, wenn gleichzeitig ein zweijähriger Lernrückstand aufgeholt werden muss», steht in einem Brief, gezeichnet von den Professoren Lorenza Mandada, Hugues Machal und Dominique Brancher. Sie haben ihn im Februar an das Erziehungsdepartement gesandt.

Die von den Reformen betroffenen Schüler würden mit diesem schlechten Wissensstand kaum mehr die Möglichkeit haben, an frankophonen Unis zu studieren oder ein Französisch-Studium an der Uni Basel zu beginnen.

Baselland zieht Konsequenzen

Das Passepartout-Projekt, seit August 2011 in Kraft, hat zur Folge, dass viele Kinder noch nach zwei, drei Jahren Französisch-Unterricht Schwierigkeiten mit dem Sprechen und der Grammatik haben. Unterrichtet wird in der Primarstufe mit Mille feuilles und in der Sekundarstufe mit Clin d'oeil. Diese Lehrmittel seien absolut ungeeignet, argumentieren Lehrer. Aufgrund des massiven Widerstands hat die Baslerbieter Regierung eingelenkt und gibt die Wahl des Lehrmittels frei.



Im Kanton Solothurn müssen nicht mehr alle Lehrer Weiterbildungen dazu besuchen und es sollen alternative Lehrmittel gesucht werden. Doch Basel-Stadt hält unvermindert am Passepartout-Projekt und an den dazugehörigen Lehrmitteln fest.

Ein neues Lehrmittel gebe immer zu Diskussionen Anlass. Das sei auch beim vorherigen Lehrmittel Bonne Chance so gewesen, sagt Simon Thiriet, Pressesprecher des Erziehungsdepartements. Ein allgemeines Missbehagen wegen Passepartout könne man nicht feststellen. Allerdings kommt auch er ins Sinnieren: «Wir sind uns sehr wohl bewusst, dass der Austausch zwischen Sekundarschule und Gymnasium intensiviert werden kann», sagt Thiriet. Es befinde sich eine Expertengruppe aus Lehrpersonen im Aufbau. Diese solle zentrale Themen wie Hilfestellungen bearbeiten.

Probleme auf allen Ebenen

Neben den Professoren machen sich auch die Gymnasiallehrer, die ungenügend geschulte Schüler aus der Sekundarschule übernehmen müssen, Sorgen. Der BaZ wurde ein Protokoll der Fachkonferenz der Sekundarstufe, Fremdsprachen, zugespielt. Unter anderen stellte darin Marco Bischofsberger, Lehrer am Gymnasium Leonhard und zentraler Fachpräsident der Gymnasien, fest, dass er von vier Gymnasien unaufgefordert Rückmeldungen erhalten hat. «Es zeigen sich Probleme auf allen Ebenen: Schülerinnen und Schüler verstehen die Lehrpersonen nicht; mündlicher spontaner Austausch geht nicht; wenig Wortschatz ...» Die Gymnasial-Lehrer seien alarmiert, da sie im Französischunterricht momentan Basics repetieren müssen. Und sie hätten mit sehr verunsicherten Schülern zu tun.

Daniel Goepfert ist ehemaliger Französisch-Gymnasiallehrer und SP-Grossrat. «Eines gilt es zu sagen», sagt er. «Die Sek-I-Lehrer leisten gute, grosse Arbeit.» An der Misere mit den schlechten Französisch-Kenntnissen der Schüler seien sie nicht schuld.

Das Problem liege am Passepartout- Konzept, am Lehrmittel und an der frühen Einführung des Fachs Französisch. «Schon in der dritten Klasse mit Französisch zu beginnen und diese Stunden dann weiter oben im Wochenplan abzuzwacken geht gar nicht.» Das zweite Problem sei das Sprachenbad, das gar keines sei.

Mit zwei, drei Stunden Fremdsprachen-Unterricht pro Woche könne man nicht von einem Sprachenbad sprechen. Ein solches sei es erst, wenn ein Kind von früh bis spät von der Fremdsprache berieselt werde. «Ich kam im Alter von fünf Jahren von der Deutschschweiz nach Lausanne. Kein Mensch konnte Deutsch.» Das sei ein Sprachbad, doch das könne man mit zwei bis drei Stunden Französisch pro Woche nicht imitieren.

«Man darf sich ruhig eingestehen, wenn etwas falsch läuft», sagt er und spricht damit die Basler Behörden an. Vielleicht würde es seiner Meinung nach eher Sinn machen, mit der ersten Fremdsprache zuzuwarten und das Gewicht zunächst auf sattelfestes Erlernen der deutschen Sprache zu legen. «Gerade die Sek-I-Lehrer haben schon viel zu tun mit der Integration von Schülern, deren Muttersprache eine Fremdsprache ist», sagt er. Solange aber das Frühfranzösisch gesetzlich festgelegt sei, müsse auf das Lehrmittel Mille Feuilles verzichtet werden. Es habe die Schwäche, dass mit Originaltexten, also Texten aus französischen Zeitungen, gearbeitet wird. «Das ist vor allem für schwache Schüler ein grosses Problem.» Auch beinhalte es keine grammatikalischen Strukturen. «Ich weiss von Rückmeldungen, dass diejenigen, die jetzt ans Wirtschaftsgymnasium kommen, in der Regel keine Verben konjugieren können.» Und wenn sie die Konjugationen doch beherrschen würden, seien sie ihnen von ihren Lehrern heimlich beigebracht worden. Die alarmierenden Rückmeldungen der Gym-Lehrer kämen wenig überraschend, sagt der Baselbieter Fremdsprachenlehrer auf Sek-I-Stufe, Philipp Loretz: «Schon vor über einem Jahr bestätigten flächendeckende Hearings die seit Jahren geübte Kritik an Mille Feuilles und Clin d'oeil.» Kein aufbauender Alltagswortschatz; kein systematischer Aufbau von Strukturen,



stattdessen oberflächliche Sight-Seeing-Didaktik, sei schon damals das Fazit gewesen.

Vorsichtig optimistisch

«Dass der Französischmiserie auch auf der Gymnasialstufe kaum beizukommen ist, ist die logische Folge dieses verfehlten Fremdsprachenkonzepts», sagt Loretz, der auch Mitglied der Geschäftsleitung des Lehrerverbandes Baselland ist. Das Ausmass dieses realitätsfremden Konzepts sei jetzt eben, dass den jetzigen Gym-Schülern nach sieben Jahren Passepartout-Französisch elementare Basics beigebracht werden müssen. Auch er kommt zum selben Schluss wie die Professoren: In zweieinhalb Jahren werden sich die Unis unweigerlich mit angehenden Romanistik-Studenten konfrontiert sehen, die nicht über die für das Studium notwendigen Kompetenzen verfügen. «Studenten also, die nach elf Jahren Französischunterricht nicht studierfähig sind.» Vorsichtig optimistisch stimme ich lediglich, dass die baselstädtischen Gymnasien jetzt gemeinsam mit der Uni Basel die Initiative ergriffen haben und die Situation mit Nachdruck zur Debatte stellen. Die vom Erziehungsdepartement aufgegleiste Arbeitsgruppe dürfte ein erster Schritt zu einer künftigen Lösung sein.

«Es gibt gezielte Angriffe auf die Geisteswissenschaften»

NZZ am Sonntag 17.3.2019, Studium in der Schweiz

Interview: Anja Burri

Herr Hirschi, auch in der Schweiz verzeichnen gewisse Fächer der Geisteswissenschaften einen deutlichen Rückgang der Studierendenzahlen. Die Zahl der Geschichtsstudenten zum Beispiel ging in knapp 15 Jahren um 40 Prozent zurück. Ist das klassische Phil-I-Studium bedroht?

Caspar Hirschi: Die Zahlen sind besorgniserregend. Betroffen ist nicht nur Geschichte, sondern auch Germanistik, Englisch oder Philosophie. Der Trend geht vom Qualitativen zum Quantitativen, von den textbasierten zu den datenbasierten Wissenschaften. Das sieht man auch daran, dass innerhalb der Geisteswissenschaften vor allem ein Fach seit über 20 Jahren jedes Jahr mehr Studierende verzeichnet: die Psychologie.

Was ist da eigentlich passiert?

Es gibt verschiedene Faktoren. In den USA begann die Trendumkehr in dem Jahr, in dem die Finanzkrise ausbrach. Wie üblich in wirtschaftlich unsicheren Zeiten wählten junge Menschen Studienfächer mit klarem Berufsprofil wie Jus, Medizin oder Informatik. 2007 war aber auch das Jahr, in dem das iPhone eingeführt wurde. Es steht für einen viel fundamentaleren Wandel, der zuerst die junge Generation erfasste und kaum mehr umzukehren ist: den Rückzug der Buchkultur. Die Liebe zu Büchern, der Lesehunger, die Lust an der Interpretation und Diskussion langer Texte ist die wichtigste Voraussetzung für ein geisteswissenschaftliches Studium. Diese Liebe im Gymnasium zu wecken, ist im Zeitalter des Smartphones viel schwieriger geworden.

Der Rückgang der Studierendenzahlen begann in der Schweiz bei allen betroffenen Fächern im Jahr 2005. Haben Sie eine Ahnung, weshalb?

Ich vermute, es handelte sich zu Beginn um einen statistischen Effekt, weil damals viele «ewige Studenten» exmatrikuliert wurden. Der langfristige Niedergang, der darauf folgte, dürfte in der Schweiz aber von der Bologna-Reform beschleunigt worden sein. Sie brachte ein kleinteiliges Punktesystem und allerhand neue Prüfungen, die dem relativ freien, von Selbstbestimmung und Eigenmotivation geprägten Studium den Garaus machten. Für die



Geisteswissenschaften war die Bologna-Reform viel einschneidender als für die bereits verschulerten Studiengänge der Medizin, der Natur- und Technikwissenschaften. Junge Freigeister wurden in die Flucht getrieben.

Spüren Sie als Geschichtspräsident finanzielle Konsequenzen?

Nein, zum Glück nicht. Meine Situation ist untypisch, weil ich an der Uni St. Gallen keine Historikerinnen unterrichte, sondern Wirtschafts-, Rechts- und Politikstudierende. Unter ihnen gibt es aber relativ viele, die an Geschichte interessiert sind, und das mag gerade damit zu tun haben, dass die HSG jene Studierenden anzieht, die sich früher für Geisteswissenschaften entschieden hätten, heute aber den geradlinigeren Weg eines «Brotstudiums» wählen. Doch wenn der Abwärtstrend weitergeht, wird sich diese Frage irgendwann stellen.

Nehmen Sie als Professor politischen Druck auf Ihr Fach wahr?

Es gibt gezielte Angriffe auf die Geisteswissenschaften, gekoppelt mit Desinformation. Da ist die Mär der brotlosen Kunst, wonach man nach einem geisteswissenschaftlichen Studium keine guten Jobs finde. Das Gegenteil ist der Fall! Geisteswissenschaftler haben, sobald sie im Arbeitsmarkt Fuss fassen, eine tiefere Arbeitslosigkeit als Absolventen aus manchen technischen Studiengängen, und sie sind besser auf Karrieren mit Berufswechseln vorbereitet, wie sie heute typisch sind.

Die Geisteswissenschaften sind im Vergleich zu den meisten anderen Fächern der Hochschulen kostengünstig. Warum spielen Sie das in dieser Diskussion nicht mehr aus?

Weil wir der absurden Logik unterworfen sind, dass etwas wenig wert ist, was wenig kostet. An der HSG planen wir einen neuen Studiengang in Informatik, und ich muss dafür kämpfen, dass die geisteswissenschaftliche Untersuchung digitaler Technologien darin einen kleinen Platz erhält. Der Einwand dagegen lautet: Wenn wir die billigen Geisteswissenschaften reinnehmen, laufen wir Gefahr, pro Student weniger Bundesmittel zu erhalten.

Die Kompetenzen der Zukunft seien sogenannte Soft Skills, soziale Kompetenzen oder kreatives Denken, sagen Zukunftsforscher und Personalfachleute. Da müssten Ihnen die Studierenden doch die Türen einrennen.

Leider sehen viele diese Verbindung nicht. Es ist traurige Ironie, dass der Rückgang an Studierenden gerade Fächer wie Geschichte und Philosophie trifft, deren Kerngeschäft von jeher das kritische Hinterfragen des Bestehenden und das Denken in Alternativen ist. Doch es sind nicht nur externe Faktoren für die Schwächung verantwortlich, gewisse Probleme sind auch hausgemacht.

Welche?

Wir müssen wieder lernen, wichtige Debatten in der Öffentlichkeit anzustossen und damit gesellschaftliche Orientierung zu ermöglichen. Das ist unsere eigentliche Daseinsberechtigung.

Ein Vorwurf der Gegner lautet, die Geisteswissenschaftler stünden politisch alle links.

Wir sind Champions der Diversität, aber selber weltanschaulich zu homogen geworden. Es fehlt an der Bereitschaft, Andersdenkende, die das nötige geistige Rüstzeug mitbringen, zu fördern und sich von ihnen verunsichern zu lassen. Das wäre die Voraussetzung für eine lebendige Debattenkultur. Aber wer weiss: Vielleicht verhilft den Geisteswissenschaften gerade die allgemeine Verunsicherung der Gegenwart durch den Populismus zu neuer Lebendigkeit.

Caspar Hirschi, 43, ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.



Mit dem Latein am Ende?

NZZ 21.3.2019, Schweiz

Alte Sprachen sind in der Schule immer weniger gefragt – Obwalden streicht das Schwerpunktfach Latein und sägt an seinen Wurzeln

Jörg Krummenacher

Die Worte tönen noch immer verheissungsvoll. «Das Erlernen von Latein bietet eine gute Grundlage für das Erlernen weiterer Sprachen», lobt die Obwaldner Regierung. Wer des Lateins mächtig ist, bringe «eine einzigartige Kombination aus analytischen Sprachkompetenzen und kulturell-historischem Wissen mit» und habe zudem «enorme Vorteile beim Verständnis wissenschaftlicher Terminologien», berichtet eine Arbeitsgruppe über alte Sprachen. Latein «erfordert und fördert Fähigkeiten zur Abstraktion und zu aufbauend-kumulativem Lernen», schreibt der Basler Sprachwissenschaftler Rudolf Wachter. Ein Postulat aus dem Kanton Aargau verheisst gar das «Eintauchen in ein ganzes Wissensuniversum». Und Marc König, der Präsident der Schweizer Gymnasialrektorenkonferenz, folgert: «Jede Schule ist noch immer stolz, wenn sie einen Latein-Schwerpunkt hat.»

Nur für wenige Studien nötig

Allein: Zu viel Lob verheisst den Untergang. Die Entwicklung des Schulfachs Latein wirkt in der Tat wenig erbaulich. Die Schülerzahlen sinken, und immer weniger Lehrgänge an den Universitäten setzen Lateinkenntnisse voraus. So hat die Uni Zürich, lange Zeit der Hort alter Sprachen unter den Schweizer Universitäten, 2015 die Lateinplicht für Philosophie, Kunstgeschichte und Anglistik aufgehoben. Seit 2017 fällt das Obligatorium auch für deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft weg. Medizin lässt sich bereits seit 1968 ohne Kenntnis des Lateins studieren.

Ab kommendem Herbstsemester verlangen zudem auch Studienprogramme wie Geschichte oder Musikwissenschaft, die weiterhin Lateinkenntnisse bedingen, keine entsprechenden Vorkenntnisse mehr. Zürich bietet neu, ähnlich wie etwa Basel, die Möglichkeit, während des Studiums die verlangten Kenntnisse in Latein nachzubüffeln.

Entsprechend sinkt die Notwendigkeit, den Lateinunterricht während der Gymnasialzeit und vorgelagert in der Sekundarschule zu belegen. Beispielhaft lässt sich der Bedeutungsverlust des Lateinischen im Kanton Obwalden beobachten. Dieser hat entschieden, ab dem kommenden Schuljahr Latein an der Kantonsschule als Schwerpunktfach zu streichen. Die moderne Fremdsprachendidaktik lege heute höheres Gewicht auf die mündliche Verständigung, begründete die Regierung ihren Entscheid und wertete stattdessen das Italienische zum Schwerpunktfach auf. Das Latein gilt in dieser Denkart als «tote» Sprache. Das mit dem Lateinunterricht erlangte Wissen über antike Kulturen, so empfahl die Regierung, sei künftig zumindest teilweise im Geschichtsunterricht zu vermitteln.

Keine Lateinklassen mehr

Zum Entscheid trug natürlich bei, dass bereits in den Schuljahren 2015/16 und 2017/18 wegen zu geringer Anmeldezahlen keine Lateinklassen mehr zustande gekommen waren. Am Mittwoch musste sich die Regierung vor dem Kantonsrat dennoch rechtfertigen. In ihrer Antwort auf eine Interpellation stellte sie lapidar fest, dass sich die Welt und die Bildung weiterentwickelt hätten – offensichtlich weg vom Lateinischen. Zahlreiche Bemühungen der letzten Jahre, den Studierenden das Fach schmackhaft zu machen, hätten nichts gefruchtet. Wenigstens lässt der Kanton weiterhin die Möglichkeit offen, Latein in einem anderen Kanton oder an der Stiftsschule Engelberg als Schwerpunktfach zu belegen.



Leicht ist den Verantwortlichen der Abschied vom Lateinischen nicht gefallen, stellt es doch die Wurzel gymnasialer Ausbildung in Obwalden dar. Die Kantonsschule in Sarnen gründet auf der 1709 vom «Seminarherrn» Johann Babtist Dillier aufgebauten Lateinschule, die später während beinahe 150 Jahren von Benediktinern geführt wurde, die aus dem aargauischen Muri vertrieben worden waren. Das Gebiet des alten Gymnasiums und Kollegiums wie auch des Konvikts gilt in Sarnen als das «Quartier Latin».

Verlust an Bildungskapital

Für den Interpellanten, CVP-Kantonsrat Mike Bacher, geht mit dem Ende des Schwerpunktfachs Latein «ein wesentlicher Bestandteil unserer Kultur und des humanistischen Bildungskapitals verloren». In diesem Sinn äussert sich auch Martin Stüssi, der Präsident des Schweizerischen Altphilologenverbands, der sich unverdrossen für die alten Sprachen einsetzt. «Humanistische Bildung mit Latein und Griechisch gehört nach wie vor an ein Schweizer Gymnasium», sagt Stüssi.

So machte sich der Verband vor einigen Jahren auch die Mühe, eine Übersicht über die effektive Zahl von Studierenden alter Sprachen (Latein und Altgriechisch) zu erstellen und kam für das Schuljahr 2012/13 auf eine Zahl von immerhin 13 894 (davon 12 968 mit Latein), was einen Anteil von 17 Prozent aller Studierenden ausmachte. Mitgezählt wurden dabei alle Matura-Abschlüsse in den beiden Sprachen, als Schwerpunkt- und Grundlagenfach wie auch als Latinumsprüfung.

Die Statistik des Bundes hingegen führt nur die Matura-Abschlüsse eines Jahres in den Schwerpunktfächern Latein und Griechisch auf. Immerhin zeigt sie die Tendenz auf: Innerhalb von zehn Jahren ist die Zahl der entsprechenden Abschlüsse um 40 Prozent zurückgegangen.

Fahrlässiger Wandel?

Längst haben auch andere Kantone das Fach Latein teilweise abgeschafft oder herabgestuft. Luzern streicht es auf das kommende Schuljahr am Untergymnasium, Schaffhausen aus dem Lehrplan der Volksschule – samt Hinweis auf dessen «reduzierten Stellenwert». Altphilologe Martin Stüssi zeigt zwar Verständnis für den gesellschaftlichen und bildungspolitischen Wandel, betont aber, dass sich Latein und auch Griechisch dem Wandel der Zeit immer gestellt hätten und auch künftig stellen würden. Weder fehle es an jungen Lateinlehrpersonen noch an alternativen Modellen. So werde etwa im Kanton Glarus, wo er unterrichte, Latein als fakultatives, aber promotionswirksames Grundlagenfach angeboten. Die Folge: «Nunmehr wählt etwa ein Drittel des Jahrgangs Latein zusätzlich, was zeigt, dass Latein durchaus nicht so «verstaubt» sein kann.» Für Obwalden, ergänzt Stüssi, könnte er sich ein solches Modell ebenfalls vorstellen.

Eine kritische Bemerkung zur Bildungspolitik hält er indes für angebracht: Zunehmend setze man auf den direkten, unmittelbaren Nutzen von Bildungsinhalten und Fächern. Dass da ein Fach wie Latein infrage gestellt werde, liege auf der Hand. «Doch ist dies äusserst fahrlässig», glaubt Martin Stüssi, «da Bildung höchstens zu einem kleinen Teil nach dem Prinzip des «unmittelbaren Nutzens» funktionieren sollte.»



Leserbriefe zu «Mit dem Latein am Ende?»

NZZ 27.3.2019, Zuschriften

Der Artikel «Mit dem Latein am Ende?» (NZZ 21. 3. 19) spricht einem aus dem Herzen, selbst wenn er zu einem guten Teil primär unsere Nostalgie treffen mag. Das gilt umso mehr noch für die Illustration, die alte Tafel mit dem «Turnlehrerspruch» «sit mens sana in corpore sano», den wir während Jahren beim Pfauen an den Turnhallen mit amüsiertem Lächeln wahrgenommen haben. Ob die Schüler ihn wohl noch übersetzen können?, fragt die Legende. Sie müssen nicht mehr: Die hübschen Turnhallen wurden für den grossen neuen Ergänzungsbau für das Kunsthaus ani frigidi – oder auf Deutsch: kurzerhand – abgebrochen.

Andreas Honegger, Zollikon

Das grösste Problem, mit dem sich der Lateinunterricht konfrontiert sieht, ist, dass die Politikerinnen und Politiker, die über seinen Fortbestand an den Schulen entscheiden, gewöhnlich eine Form von Unterricht erlebt haben, die heute aus der Zeit gefallen scheint. Dabei hat sich der Lateinunterricht längst an die gesellschaftlichen und technologischen Veränderungen angepasst. Junge Lehrerinnen und Lehrer vermitteln zeitlose Sprachstrukturen und aktuelles Kulturwissen. Da wird analysiert, diskutiert und viel über die Gegenwart nachgedacht. Sie können das nicht glauben? Dann besuchen Sie doch wieder einmal eine Lateinlektion! Sie werden staunen.

Islème Sassi, Dozentin für Fachdidaktik Latein an der Uni Zürich, Latein- und Geschichtslehrerin am Realgymnasium Rämibühl

Diese Problematik ist keineswegs neu; sie beschäftigt die schweizerischen Gymnasien seit 1900: Welches ist der Auftrag des Gymnasiums: Bildung oder Ausbildung? Es ist wohl unbestritten, dass nichts erlernt wird ohne ein Quentchen spezifischer Begabung. Talente kann und soll man fördern; erzeugen kann man sie nicht. Die Akzentverschiebung auf Naturwissenschaften dürfte eher die Zahl der Studenten erhöhen als die der wirklich kreativen Wissenschaftler. Fachpropädeutik gehört nicht ans Gymnasium, sondern an die Hochschule, auch wenn das eine bescheidene Verlängerung der Studienzeit bedeutet. Martin Stüssi (im genannten Artikel zitiert) hat völlig recht. Man erweist der reifenden Jugend einen schlechten Dienst, wenn man ihr Latein wegnimmt.

Simon Lauer, Altphilologe, Alt-Gymnasiallehrer, Zürich

Der Kanton Obwalden begeht mit der Abschaffung des Schwerpunktfachs Latein einen bedauerlichen Schritt. Dieser versinnbildlicht den herrschenden Zeitgeist, der die Beantwortung der Frage nach dem kurzfristigen Nutzen fordert. Kann man das meiste ohne Latein studieren? Zweifellos – doch soll man dies auch? Zweifelhaft, denn die Bedeutung dieser Sprache für die Weltgeschichte und die Wissenschaft ist enorm. Man hört auch keine Stimmen, die sagen, das Latein hätte ihnen geschadet. Trotzdem wird vonseiten der Universitäten die Nachfrage entzogen, und die Gymnasien bauen das Angebot im Gleichschritt ab. Vor dem Hintergrund der immer besser werdenden Durchlässigkeit der Systeme wäre von der gymnasialen Matur entsprechend zu erwarten, dass sie sich von den anderen Bildungswegen unterscheidet, mehr anbietet und auch mehr fordert – gerade auch mit alten Sprachen. Das Prinzip des kleinsten Zwangs scheint in der Bildung und speziell am Gymnasium am falschen Ort.

Beat Meier, Zürich



Flucht aus dem Wesentlichen

Journal21, 19.3.2019

Von Carl Bossard

Vieles geschieht in den Schulen, sehr vieles. Der Betrieb ist intensiv. Doch wirkt es auch, das viele? Und warum werden nationale Vergleichsresultate nicht publiziert?

„Frau mit Klasse“ – mit diesem doppelbödigen Titel überschrieb der Tages-Anzeiger vor Kurzem die Alltagssituation einer Lehrerin.¹ Der Bericht führt in das pädagogische Parterre. Leserinnen und Leser erleben eine Pädagogin, die ihren Beruf liebt und für die Kinder vital präsent sein möchte.

Unterricht verkommt zum Nebenher-Job

Doch wer in dieses Geschehen hineinzoomt, erkennt schnell, was dieses Engagement auch behindert: Koordinationen und Kontrollen kosten Zeit, viel Zeit. Da dominieren Absprachen in Jahrgangsteams und Fachgruppen, da erhalten Evaluation und Dokumentation Priorität, da verdrängen „ein Berg von Administration“ und „schwerfällige Bürokratie“ das Wesentliche und Eigentliche. Alles wird wichtig, nur das „Kerngeschäft“ kommt zu kurz. Das schale Gefühl, nur noch nebenher zu unterrichten, wird stärker und stärker.

Pädagogisches Wirken in drei Kreisen

Lehrerinnen und Lehrer bewegen sich in drei Handlungsfeldern. Da ist erstens das pädagogisch wichtige Wirken im Schulzimmer, in der je individuellen Gemeinschaft von Lehrerin und Schülern: Es ist die Mikroebene „Schulklasse“. In diesem Kreis begleiten Lehrpersonen die Kinder einen kurzen Abschnitt auf ihrem langen Lern- und Lebensweg. Hier wollen sie wirken; hier erkennen sie den Sinn. Darum wählten sie diesen Beruf.

Da ist zweitens das Aktivitätsfeld „Schule“: die „Polis im Kleinen“ als Lebensraum, die Gesamtorganisation Schulhaus, gestaltet und verwaltet von Schulhausverantwortlichen. Und als Drittes ist die Schule ein Subsystem der Gesellschaft und damit auch Seismograph für die divergierenden Probleme einer individualisierten und pluralisierten Gesellschaft. Wirtschaft und Kultur, Politik und Verwaltung, Eltern und Kinder, sie alle stellen immer neue und sich oft widersprechende Forderungen. So steht der innerste Kreis im dauernden Dilemma unterschiedlicher Ansprüche, im Widerstreit zwischen den gesellschaftlichen und sozialen Postulaten einerseits und den individuellen Bedürfnissen der Kinder andererseits.

Guter Unterricht braucht Konstanten

Das Geschehen im Sozialverband Klasse, das Handeln im Binnenraum des Dreiecks „Lehrperson – Unterrichtsinhalt als Kulturgut – Schülerinnen und Schüler“, das ist der Kernbereich der Schule. Hier geschieht das Eigentliche und Wesentliche; hier entsteht die Qualität des Unterrichts. Diese Triade hat aber relativ wenig Konstanten. Sie ist eine fragile und störungsanfällige Konstruktion. Konstanz und Kontinuität geben ihr Halt. Emotional tragende Beziehungen zwischen den Lehrpersonen und ihren Kindern bilden das Fundament für eine hohe Lernqualität.

Wer dieses Dreieck mit Forderungen und Ansprüchen überlastet, bringt Lehrpersonen – und auch viele Schülerinnen und Schüler – an ihre Grenzen und gefährdet die Lernprozesse. Doch genau dies geschieht zurzeit: Der innere Kernkreis übernahm in den letzten Jahren viele neue Aufgaben, vermutlich zu viele. Die Wirtschaft verlangte Frühenglisch, die nationale (Kohäsions-)Politik drängte auf Mittelfrühfranzösisch, der

¹ Alma Pfeifer (2019), *Frau mit Klasse*, in: *Tages-Anzeiger*, DAS MAGAZIN 9/2019, S. 10ff.



Dachverband Economiesuisse fordert einen möglichst digitalisierten Unterricht. Postuliert wird das individualisierte, autonome Lernen, eigenverantwortet und selbstgesteuert. Dazu kommt die Integration von Kindern mit Lern- oder Verhaltensschwierigkeiten. Das Behindertengleichstellungsgesetz von 2004 führte zum Prinzip der integrativen Schule: Alle Kinder, auch solche mit besonderem Förderbedarf, sollen möglichst gemeinsam unterrichtet werden. Kleinklassen verschwanden, separate Sonderklassen gibt es kaum mehr.

Wenn die Zeit zum Üben fehlt

Manches ist dazugekommen – weggenommen wurde wenig. Darum sind die Lehrpläne dichter und die Lehrmittel dicker geworden. Die Folgen sind spürbar: Druck und Hektik steigen, Verweilen und Vertiefen nehmen ab. Viele Dinge werden nur noch kurz gestreift. Inhalte lösen einander schnell ab. Sie prägen sich nicht tief ein, werden kaum Erfahrung und bleiben Bruchstück. Der Raum zum Vertiefen ist eng. So wird Unfertiges zum Dauerzustand.

Für einen lernwirksamen Unterricht aber sind Üben und Anwenden unabdingbar. Das gilt – so antiquiert es klingt – besonders für die Grundfertigkeiten Rechnen, Lesen und fehlerfreies Schreiben: Je mehr wir etwas im täglichen Leben und unter Druck brauchen, desto intensiver müssen wir es trainieren, sagt die Forschung. Genau dazu fehlt die Zeit.

Notstand in der Schule?

Die beiden Kulturtechniken Mathematik und Deutsch sind grundlegend, eben: Grundkompetenzen. Darum liess die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren EDK diese Fächer in den nationalen Bildungstests von 2016 und 2017 überprüfen. Die Quervergleiche sollen sichtbar machen, wie viele Schülerinnen und Schüler die Grundkompetenzen erreichen. Darauf haben sich die Kantone geeinigt. Gehört hat man bis heute kein Wort. Die EDK schweigt. Auch im 335-seitigen Bildungsbericht Schweiz 2018² steht nichts davon. Die Überprüfung der Grundkompetenzen ÜGK und ihre Resultate scheinen für die Öffentlichkeit tabu.

Dabei wäre eine Publikation dringend notwendig. Sie könnte allenfalls beruhigen. Denn: „Es herrscht Notstand. Die Qualität der Volksschule ist in Gefahr, wenn wir so weitermachen.“³ Das sagt Marion Heidelberger; sie ist nicht einfach eine Schwarzmalerin und sie will ihre Aussage gewiss nicht als Kassandraruuf verstanden haben. Die erfahrene Primarlehrerin wirkte bis vor Kurzem auch als Vizepräsidentin des Dachverbandes der Schweizer Lehrerinnen und Lehrer LCH. Sie weiss, wovon sie redet, und sie redet Klartext: „Die Situation hat sich verschlechtert.“

Im innersten Kreis liegt das „Kerngeschäft“

Erkannt ist es schon lange, gesagt wurde es schon oft, wiederholt wird es immer wieder – doch Wirkung zeigt es kaum. Gerade darum müsste die Erziehungsdirektorenkonferenz die ÜGK-Ergebnisse veröffentlichen. Sie führen vielleicht dazu, dass Schulen sich wieder vermehrt auf ihr „eigentliches Kerngeschäft“ besinnen können. Genau das wünscht sich die „Frau mit Klasse“ für ihre Klasse und ihre Schulkinder: hin zum Wesentlichen, weg von der „Konkurrenz mit schulischer Bürokratie“. Und sie ist mit ihrem drängenden Anliegen nicht allein.

² Bildungsbericht Schweiz 2018. Aarau: Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung.

³ Birthe Hofmann, Conny Schmid (2018), Wenn alle mitsollen, wirds schwierig. In: Beobachter 21/2018, S. 50.



Chancengleichheit ist ein zweischneidiges Schwert

NZZ 29.3.2019, Meinung & Debatte, Gastkommentar

von Walter Herzog

BILDUNGSGERECHTIGKEIT

Unter dem Titel «Soziale Selektivität» hat der Schweizerische Wissenschaftsrat (SWR) Empfehlungen zur Verbesserung der Chancengleichheit im Bildungswesen vorgelegt. Das als Beratungsorgan des Bundesrates tätige Gremium kritisiert, dass für den Erfolg im schweizerischen Bildungssystem leistungsfremde Kriterien wie ökonomische Ressourcen und das Bildungsniveau der Eltern von unverhältnismässig grossem Einfluss seien. Den Analysen des SWR liegt die Auffassung zugrunde, dass Unterschiede im Bildungserfolg dann gerecht sind, wenn sie auf Unterschieden in der persönlichen Leistung beruhen. Chancengleichheit sei dann gegeben, wenn für alle Schülerinnen und Schüler «gleiche Lernvoraussetzungen bei der Einschulung wie bei den einzelnen Übergängen im Bildungssystem» bestünden.

Da dies nicht der Fall ist, fordert der SWR einen radikalen Umbau unseres Bildungswesens durch Erweiterung der frühkindlichen Bildung, Verbesserung der Qualität des Primarschulunterrichts, Aufschub der ersten Selektion bis zum Ende der Sekundarstufe I, Steigerung der Maturandenquote, Abschaffung der Studiengebühren und anderes mehr.

Doch die Chancengleichheit ist ein zweischneidiges Schwert, wenn es darum geht, mehr Bildungsgerechtigkeit einzufordern. Denn nicht nur für die sozialen Bedingungen, unter denen Kinder aufwachsen, tragen sie keine Verantwortung. Auch für die natürlichen Gaben, mit denen sie ausgestattet wurden, kann man sie nicht verantwortlich machen. In beiden Fällen geht es um Lebensumstände, die uns schicksalhaft betreffen, da wir sie nicht frei wählen können. Das gilt für eine Vielzahl weiterer Einflüsse, denen ein Kind auf dem Weg ins Erwachsenenleben ausgesetzt ist. Wenn Ungleichheiten im Bildungserfolg nur dann legitim wären, wenn sie auf der Basis gleicher Lernchancen erbracht würden, dann müssten alle Fremdeinflüsse, durch die ein Kind beim Lernen benachteiligt sein könnte, kompensiert werden, um Bildungsgerechtigkeit herzustellen. Selbst schulisch bedingte Ungleichheiten wie die Zusammensetzung der Schulklasse oder die Qualität des Unterrichts müssten neutralisiert werden.

Das aber ist eine absurde Konsequenz. Eine moralische Devise lautet: Sollen impliziert Können. Politische Forderungen aufzustellen, die sich pädagogisch nicht einlösen lassen, ist nicht nur unvernünftig, sondern auch unmoralisch. Da dem Prinzip der Chancengleichheit kein Kriterium innewohnt, das uns sagt, wann die Chancen wirklich gleich sind, lassen sich die Erwartungen auf Kompensation von ungleichen Bildungschancen ins Unendliche steigern. Jede Gleichheit, die wir erreicht haben, gibt der nächsten, die wir noch nicht erreicht haben, die Hand.

Ungleichheiten lassen sich zudem nur erkennen, wenn wir einen Massstab haben, an dem sich bemessen lässt, ob die Chancen gleich oder ungleich sind. Damit gewinnt die Beurteilung schulischer Leistungen eine Bedeutung, die sich pädagogisch nicht rechtfertigen lässt. Da nur psychometrische Tests Lernleistungen auf einem Messniveau erfassen können, das verlässliche Vergleiche zulässt, muss den Lehrpersonen abgesprochen werden, ihre Schülerinnen und Schüler korrekt beurteilen zu können. Das Prinzip der Chancengleichheit führt nicht nur zu einer absurden Dauerkritik am Bildungswesen, sondern hat auch die Deprofessionalisierung des Lehrerberufs zur Folge.

Aber gibt es eine Alternative? In der politischen Philosophie wird seit einiger Zeit die Frage diskutiert, ob Gleichheit überhaupt ein relevantes Kriterium für Gerechtigkeit sein kann. So



bestreitet Harry Frankfurt, dass Gleichheit um ihrer selbst willen von moralischer Bedeutung ist. Gleichheit und Ungleichheit spielen zwar weiterhin eine Rolle, rücken aber an die zweite Stelle. An erster Stelle stehen Konzepte wie Menschenwürde, Wertschätzung und Anerkennung. Wie Avishai Margalit in seiner «Politik der Würde» ausführt, ist Ungleichheit nicht per se verwerflich, sondern nur, wenn sie mit Erniedrigung, Missachtung und Entwürdigung verbunden ist.

Daraus lässt sich ein Verständnis von Bildungsgerechtigkeit ableiten, das nicht am Prinzip der Chancengleichheit, sondern an einer Grundbildung für alle ausgerichtet ist. Allen soll ermöglicht werden, sich so viel Bildung anzueignen, wie es braucht, um in einer modernen Gesellschaft ein selbstbestimmtes Leben führen zu können. Definiert wird ein Mindestmass an Bildung, das nicht unterschritten werden darf, wenn ein Bildungssystem als gerecht beurteilt werden soll. Ungleiche Bildungschancen müssen kompensiert werden, sofern sie unterhalb dieses Schwellenwertes liegen, aber nicht, wenn sie darüberliegen. Gerechtigkeit ist so gesehen kein relatives, sondern ein absolutes Prinzip. Genug ist genug und wird nicht dadurch zu wenig, dass andere mehr davon haben.

Walter Herzog ist Professor am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Bern.

«Keine Hausaufgaben bringen mehr Chancenausgleich»

Furttaler|Rümlanger 8.2.2019, Politik

Seit einem Jahr bilden Primarschul- und politische Gemeinde in Regensdorf eine Einheitsgemeinde. Jetzt hat die Primarschule die Legislaturziele für die nächsten vier Jahre festgelegt.

Sibylle Ratz

REGENSDORF. Die Primarschulpflege Regensdorf besteht aus fünf Mitgliedern. Seit Sommer sind drei Behördenmitgliedern davon neu. Im vergangenen Halbjahr ging es deshalb darum, dass sich die Schulpflege-Mitglieder einarbeiteten und gemeinsame Zielsetzungen festgelegt wurden.

Beat Hartmann, Schulpräsident ist es ein Anliegen, dass die Zusammenarbeit mit der Gemeinde gut läuft. «Gerade mit der Einheitsgemeinde müssen unterschiedliche Kulturen zusammenwachsen. Wir wollen Teil der Gemeinde sein und nicht die von der Schule», sagt er. Man sei aber auf gutem Weg.

In Regensdorf gibt es sechs verschiedene Schuleinheiten, die bisher autonom funktionierten. Dazu arbeiten fünf Personen in der Schulverwaltung. «Es mussten und müssen viele Absprachen gemacht werden. Es geht darum, wer informiert wen auf welchem Weg. Aber es kann auch entscheidend sein, wo man den Kaffee trinken geht in der Pause» meint er lachend. Die Einheitsgemeinde hätte schon zu Veränderungen geführt. «Es hat auch Personen gegeben, die sich für einen anderen Weg entschieden und bewusst gegangen sind. Ich sehe die Einheitsgemeinde als grosse Chance, dass wir uns auch als Schule weiterentwickeln», meint Hartmann.

Schulräume besser planen

In der engeren Zusammenarbeit erfahre die Schule auch viel früher von Bauprojekten, die wiederum Einfluss auf die Schulraumplanung haben. Wenn diese Informationen frühzeitig zur Verfügung stehen, kann die Schule prüfen, ob und wo es Überbrückungsmöglichkeiten



gibt oder wann und wo neue Schulräume oder gar Schulhäuser gebaut werden müssten. Für einen Schulhausneubau rechnen wir rund fünf Jahre. Wenn in den nächsten 25 Jahren wegen neuer Überbauungen mit einem Bevölkerungszuwachs von rund 6000 Personen gerechnet wird und wir von einer Quote von 10 Prozent Schülern ausgehen, rechnen wir mit rund 450 neuen Primarschülern und 150 Sekundarschülern. Dann brauchen wir ein zusätzliches Schulhaus» rechnet er vor.

Das eine sind die strukturellen, verwaltungstechnischen Ziele und homogenen Strukturen, an denen Hartmann und sein Team arbeiten. Da geht es auch um scheinbare Details wie die Anpassungen der Personalreglemente von Schule und Gemeinde, aber auch um eine gemeinsame Haltung.

Im pädagogischen Bereich setzt sich Hartmann auch als betroffener Vater für eine einheitliche Schule Regensdorf ein. In den verschiedenen Schuleinheiten ist die Umsetzung des Lernplans 21, der die Kompetenzen der Schülerinnen und Schüler in den Fokus rückt, das aktuelle Thema.

Keine Hausaufgaben mehr

Hartmann erläutert: «Die Vorarbeiten zur Einführung laufen schon seit vier Jahren. Als Schule sollen und wollen wir alle am gleichen Strick ziehen. Es geht dabei um kompetenzorientiertes Lernen. Die Schülerinnen und Schüler werden nicht mit Noten beurteilt, sondern aufgrund ihrer persönlichen Kompetenzen.» Ab Sommer wird Regensdorf in einer einjährigen Pilotphase die regulären Hausaufgaben abschaffen.

Es soll mehr Lernaufgaben geben. In welcher Form, ist noch offen. Damit soll ein grosser Stressfaktor in Familien wegfallen. Wir möchten die Zeit für das Verteilen und Kontrollieren der Hausaufgaben sinnvoller nutzen. Das gibt den Schülern die Möglichkeit, in der Freizeit wieder mehr Kind zu sein und die Lehrer können die gewonnene Zeit gezielter für individuelle Förderung nutzen. Vier unserer fünf Schuleinheiten sind Quims-Schule, also Schulen mit einem Fremdsprachenanteil von über 40 Prozent. Das bedeutet, dass Kinder oft nicht mit einer adäquaten Unterstützung bei den Hausaufgaben zu Hause rechnen können. Aber auch in Schweizer Familien ist das nicht überall gewährleistet. Wir müssen hier andere Wege finden. Hausaufgaben behindern dabei die Chancengleichheit. Das braucht auch ein Umdenken bei den Lehrern. Die Lektionen müssen auf vorangegangenen Lektionen aufbauen und nicht auf Hausaufgaben-Einheiten» sagt der Schulpräsident.

Integration durch Coaching

Einen speziellen Stellenwert in Regensdorf hat die Integration. «Wir haben eine Kleingruppenschule. Hier trainieren wir mit Kindern, wie sie mit Stresssituationen besser umgehen können. Bei einer Integration oder Re-Integration in eine Regelklasse muss es sicher dem Kind besser gehen, aber auch für die Lehrpersonen soll es machbar sein. Oberstes Ziel bleibt schon aus Kostengründen die Integration. Es bringt aber nichts, wenn durch einen Schüler die ganze Klasse leidet. Hier setzen wir auf das Coaching von Lehrpersonen. Die Kleingruppenschule werden wir gerne um sechs Plätze erweitern. Aktuell haben wir zwölf Plätze, aber für einen freien Schulplatz immer 20 bis 40 Bewerbungen», erzählt Hartmann.

Im Bereich Musikschule will die Primarschule den Weg zum *multidimensionalen Unterricht* weiter vorantreiben. Dabei unterrichtet ein Lehrer mehrere Schüler gleichzeitig in Einzelsettings und Übungseinheiten. Die Schüler sind dann bis zu einer Stunde vor Ort, haben ihre Übungssequenzen, Inputs des Lehrers, aber auch die Möglichkeit mit anderen Kindern gemeinsam zu musizieren.

In den verschiedenen Schulhäusern gibt es zum Teil komplett unterschiedliche Einrichtungen und Mobiliar. Hartmann sagt: «Um für die Zukunft gerüstet zu sein, möchten wir ein



einheitliches Konzept, einen eigentlichen Anforderungskatalog, den wir aus der Schublade ziehen können, wenn es darum geht, neue Schulräume oder Schulhäuser zu bauen oder in bestehenden Gebäuden Anpassungen und Erneuerungen zu machen. Damit können wir viel Geld und Zeit sparen».

Elternbrief der Primarschulpflege Regensdorf

Hausaufgaben werden zu Lernaufgaben in der Schule

Liebe Eltern

Die Primarschule Regensdorf wird die Haus-Aufgaben in die Schule integrieren. Die Lehrpersonen gestalten den Unterricht so, dass die Aufgaben innerhalb der Schulzeit gelöst werden können. Damit brechen wir mit einer uralten Tradition. Hausaufgaben sind ein Mythos, den wir nicht weiter pflegen wollen.

Wissenschaftlich ist es klar belegt, dass Hausaufgaben in ihrer konventionellen Form keinen Gewinn für die Schülerinnen und Schüler darstellen. Untersuchungen über Jahre konnten beweisen, dass Kinder ohne Hausaufgaben keine Nachteile in der Schule haben. Dafür haben Schulen ohne regelmässige Hausaufgaben viele Vorteile: Der unnötige Stress für Eltern und Kinder zu Hause fällt weg. Die Lernatmosphäre in der Schule wird besser und entspannter, die Beziehung zwischen Kind und Lehrperson kann besser wachsen. Und der grösste Nutzen dieser neuen Strategie: Die Lernzeit für Ihr Kind in der Schule wird erhöht. Warum? Allfälliges Korrigieren in der Stunde fällt weg, Hausaufgaben als Disziplinarmassnahme gibt es nicht mehr, die Kinder können im Unterricht lernen und individuell mit der Lehrperson Aufgaben lösen und korrigieren.

Unser Motiv der neuen Strategie ist rein pädagogisch begründet, wir wollen die Schule Regensdorf noch besser machen!

Schulen, die dieses System ohne regelmässige und sture Hausaufgaben gut eingeführt haben, wollen nicht mehr zurück. Eltern, Schülerinnen und Schüler sowie Lehrpersonen sind sehr zufrieden. Auch Schülerinnen und Schüler, die in die Oberstufe wechseln, erleiden keine Nachteile. Die Sekundarstufe hat ihr eigenes System, Aufgaben werden auch hier in die Unterrichtszeit integriert oder können in der Schule erarbeitet werden. Primarschülerinnen oder Primarschüler sind dadurch in der Sek nicht im Nachteil oder weniger vorbereitet. Im Gegenteil: Das selbständige Arbeiten und die zunehmende Eigenverantwortung werden bereits in der Primarschule trainiert.

Die Kritiker sagen, die Kinder würden so wichtige Dinge wie selbständiges Lernen, Selbstdisziplin und Durchhaltevermögen nicht mehr trainieren. Erinnern Sie sich zurück: Haben Ihnen die Hausaufgaben Ihre Schulkarriere und Ihr späteres Berufsleben gerettet? Wohl eher nicht.

All dies, was die Befürworter von Hausaufgaben an Argumenten gegen die Abschaffung bringen, das wollen wir *in der Schule mit den Kindern üben und lernen, weiterentwickeln und fördern*.

- ✓ Im 2. Semester dieses Schuljahres (2018/19) werden wir am Mittwoch und über das Wochenende KEINE Hausaufgaben mehr geben .
- ✓ Ab Schuljahr 2019/20 gibt es die klassischen, regelmässigen Hausaufgaben an der Primarschule Regensdorf nicht mehr. Sie sind durch Umgestaltung des Unterrichts und durch Lernzeiten innerhalb der Schulzeit ersetzt. Kein Kind wird deswegen alleine gelassen oder bleibt zurück.



Bei Fragen geben Ihnen die Schulleitungen der einzelnen Schuleinheiten oder der Leiter Bildung gerne Auskunft.

Wir hoffen, Sie unterstützen unseren Systemwechsel und freuen sich mit Ihrem Kind auf eine bessere, entspanntere und lernreichere Schule! Herzlichen Dank für Ihr Engagement und Vertrauen.

Freundliche Grüsse

PRIMARSCHULPFLEGE REGENSDORF

Präsident Leiter Bildung

Beat Hartmann Stephan Mies

In der Gymi-Frage zeigt man sich als Vater nicht immer von der besten Seite

NZZ am Sonntag 24.3.2019, Hintergrund Bildung

Eine stressige Zeit geht für Tausende Eltern im Kanton Zürich vorerst zu Ende. Sie haben erfahren, ob ihr Kind die Gymiprüfung bestanden hat. Wieso diese Aufregung ums Gymnasium, die manche Familie in einen Ausnahmezustand versetzt? Dahinter steht auch ihre Angst vor dem Abstieg, schreibt Alain Zucker

Es ist ein erster Pflock im Leben der Jugendlichen, doch erwartet wird der Entscheid, wie wenn es um alles oder nichts ginge: Dieses Wochenende haben in Zürich Tausende Familien erfahren, ob ihre Kinder die Gymiprüfung bestanden haben. Ich kann mich noch gut erinnern, wie sich das anfühlte, als der gleiche Brief vor vier Jahren bei uns eintraf. Ich war an jenem Tag so nervös wie seit meiner Autoprüfung mit 18 nicht mehr: An Arbeit war erst wieder zu denken, als meine Tochter mich anrief und das Resultat verkündete: Uff, grosse Erleichterung, das war knapp.

Ich war sehr stolz auf sie, diese Gefühle kamen mir ausgerechnet vergangene Woche wieder in den Sinn, als amerikanische Eltern für Schlagzeilen sorgten, die ihren Kindern mit illegalen Mitteln zu einem Studienplatz an Spitzenuniversitäten verhalfen. Wir haben zwar niemanden bestochen, um unserer Tochter den Zugang zum Gymnasium zu ermöglichen, aber die Familie war schon ein paar Monate im Ausnahmezustand. «Du kommst nicht mehr aus dem Haus raus», hatte mich ein Arbeitskollege gewarnt. Er hatte nur leicht übertrieben: lange Abende, in denen wir uns in Mathematik- oder Grammatikstoff vertieften, den sie in der Primarschule gar nie gelernt hatte; subtile Manipulationsversuche, um sie zu motivieren; Sportferien, in denen weniger subtil die Fetzen flogen, weil sie snowboarden statt Aufgaben lösen wollte. Was mich mit diesen amerikanischen Eltern verbindet, ist jedenfalls, dass ich alles tat, um meiner Tochter den sogenannten Königsweg in der Bildung zu ermöglichen.

Eltern wollen das Beste für ihre Kinder: Daran ist nichts falsch. Während es in den USA tatsächlich entscheidend sein kann für den Berufseinstieg, dass man den Abschluss einer prestigeträchtigen Universität in der Tasche hat, ist der Hype in der Schweiz paradox: Der Druck aufs Gymnasium ist gestiegen, obwohl es heute weniger wichtig ist als früher, dass Kinder frühzeitig dort einspüren. Dank Berufsmatura und Fachhochschulen ist das System durchlässiger geworden. Es gibt keinen «Abschluss ohne Anschluss» mehr, wie dies Erziehungsexperten werbegerecht beschreiben. Über die sogenannte Passerelle können es Jugendliche, die mit einer Lehre begonnen haben, sogar an die ETH schaffen, die



angesehenste Hochschule der Schweiz.

Glaukt man Bildungsforschern, ist der Ansturm, speziell aufs Langzeitgymnasium, also irrational. Doch insbesondere im Kanton Zürich scheint dies die Eltern nicht sonderlich zu beeindrucken. Seit Jahren steigen die Anmeldungen. Auch ich habe dem Hype nicht widerstanden. Im Rückblick gab es vor allem drei Gründe, wieso wir den Gymi-Entscheid nie hinterfragten: Meine Tochter wollte unbedingt – auch weil ihre Freundinnen wollten, die natürlich ebenfalls nicht aus den sogenannten bildungsfernen Schichten stammten. Und die Sek hatte in unserem Quartier seit der Integration der Realschule keinen guten Ruf. Zweitens, Gymnasium bedeutet: sich noch nicht entscheiden müssen: Bei aller Plackerei und dem – seien wir ehrlich! – zum Teil auch weltfremden Schulstoff ist es ein Privileg, in der Pubertät nicht auch noch einen Beruf wählen zu müssen und sich alle Optionen offenzuhalten. Die Kindheit geht so später zu Ende. Drittens, ich hatte das Gymnasium selber gut überlebt, das gab mir Vertrauen für meine Tochter, gerade weil die Zeiten härter geworden sind. Ich denke hin und wieder daran, dass es meine Kinder schwieriger haben werden als ich. Wir gingen damals recht unbeschwert an die Universität, wollten uns selber verwirklichen und nicht, was sich die Eltern für uns erhofften: materiellen Fortschritt.

Heute hingegen haben viele Eltern das Gefühl, dass es ihren Kindern schlechter ergehen könnte als ihnen selbst. Das ist natürlich die privilegierte Haltung einer gut ausgebildeten Mittelschicht. Doch um die Aufregung ums Gymnasium zu verstehen, ist diese «Angst vor dem Abstieg», wie es auch der Bildungsforscher Urs Moser nennt, ein wichtiger Faktor – wichtiger als der soziale Dünkel oder der persönliche Ehrgeiz, die Gymi-Eltern immer wieder vorgeworfen werden. Die Angst wird befeuert durch ein Dauerbombardement in Politik und Medien, dass in einer digitalisierten Welt mit globaler Konkurrenz Jobs und Glück ohne eine höhere Bildung ausser Reichweite seien. In dieselbe Richtung deuten die Erfahrungen, die man heute in grossen internationalen Unternehmen macht. Dort kennen ausländische Manager mit Abitur von der Qualität eines Sek-Abschlusses den Wert der Lehre nicht. Sie finden: Hauptsache akademisch, egal wie.

Diese Sorge um die Zukunft verleitet Eltern dazu, die Distanz zum Thema – und zu ihren Kindern – zu verlieren. All die Geschichten über Helikoptereltern, die Lehrer unter Druck setzen sollen, kenne ich nicht aus eigener Erfahrung. Ich weiss aber, wie eine wiederholt schlechte Mathematiknote der Tochter meine Gelassenheit bis heute gelegentlich untergräbt. Ich sage dann so gereizt wie hilflos: «Jetzt müssen wir etwas unternehmen!» Der Satz ist völlig daneben, denn sie ist mindestens so enttäuscht über die Note wie ich. Ein Freund hat es diplomatisch formuliert: «Als Vater oder Mutter zeigt man sich in der Gymi-Frage nicht immer von seiner besten Seite.»

Angst ist bekanntlich ein schlechter Ratgeber: Lehne ich nur ein wenig zurück, erinnere ich mich daran, dass Karrieren oft weniger mit der Erstausbildung als mit Charaktereigenschaften wie etwa Widerstandsfähigkeit, Leidenschaft und Eigeninitiative oder auch nur mit Glück zu tun haben. Die Geschichten von erfolgreichen Firmengründern, die ihre Ausbildung abgebrochen haben, sind geradezu notorisch. Und auch wenn im Zeitalter der Digitalisierung eine gute schulische Grundausbildung kein Fehler ist, bevorzugt sie nicht zwangsläufig Leute mit Studium. Sie gefährdet sogenannte intellektuelle Jobs gleichermassen wie repetitive Tätigkeiten – da ist sie vorurteilslos. Wieso also soll eine Handwerkerlehre langfristig nicht die besseren Job- und Lohnchancen bieten als eine Ausbildung zum Radiologen?

Diesbezüglich widersprechen sich die Experten und bleiben vage. Die einen sehen die feinmotorisch Begabten im Vorteil, die andern die Sozialen und Kommunikativen, die dritten die Kreativen. All diesen Eigenschaften ist nur gemeinsam, dass man zumindest heute noch annimmt, Menschen seien diesbezüglich Computern überlegen. Genauer werden die Experten nicht, weil sie ebenso im Nebel stochern wie die Eltern. Das



wiederum würde aus deren Sicht dafür sprechen, die konkrete Berufswahl so weit nach hinten zu schieben wie möglich – also aufs Gymnasium zu setzen.

Die Lage ist verworren, was also tun? «Sich zurücklehnen und realistisch bleiben», sagt Bildungsforscher Moser. Und er wiederholt, dass «verschiedene Wege zu einem akademischen Abschluss» führten. Das tönt gut, aber senkt den Druck auf die Kinder nicht. Dass dieser so gross geworden ist, hat nicht nur mit den Eltern zu tun, sondern auch mit dem System. Kantone wie Zürich haben den Hype angeheizt, indem sie trotz steigendem Bildungsstand einer wachsenden Bevölkerung die Gymi-Quote gleich gehalten haben. Auch wenn die Vornoten mitzählen, sind die Anforderungen der Prüfung gestiegen, das Angebot wurde quasi verknapppt, obwohl alle das Mantra von «Bildung, Bildung, Bildung» singen.

Warum dieses doppelte Tamtam mit Prüfung und Probezeit? Warum das schon bei Zwölfjährigen und nicht eher später, fürs Kurzzeitgymi? Schaffen wir die Prüfung doch ab und lassen wie in anderen Kantonen den Notenschnitt und die Lehrerempfehlung entscheiden! Am Ende gehen Maturanden aus Basel und Bern an die gleichen Universitäten wie die Zürcher.

Bildungsforscher Moser ist dagegen, weil so der Druck auf die Lehrer steigen würde. Gerade in Zürich, wo mehr gut gebildete Ausländer leben, die sich Kinder ohne Abitur nicht vorstellen können. Doch die Lage in den Kantonen ohne Prüfung deutet nicht auf eine Eskalation hin: Sie ist viel entspannter, als Druckventil dient dort, dass Schüler ohne Lehrerempfehlung weiterhin die Möglichkeit einer Aufnahmeprüfung haben. In Zürich wäre es zudem eine Chance für die Chancengleichheit. Diese ist heute beinahe inexistent, weil sich nur eine gewisse Schicht mit privaten Kursen auf die Prüfung vorbereiten kann.

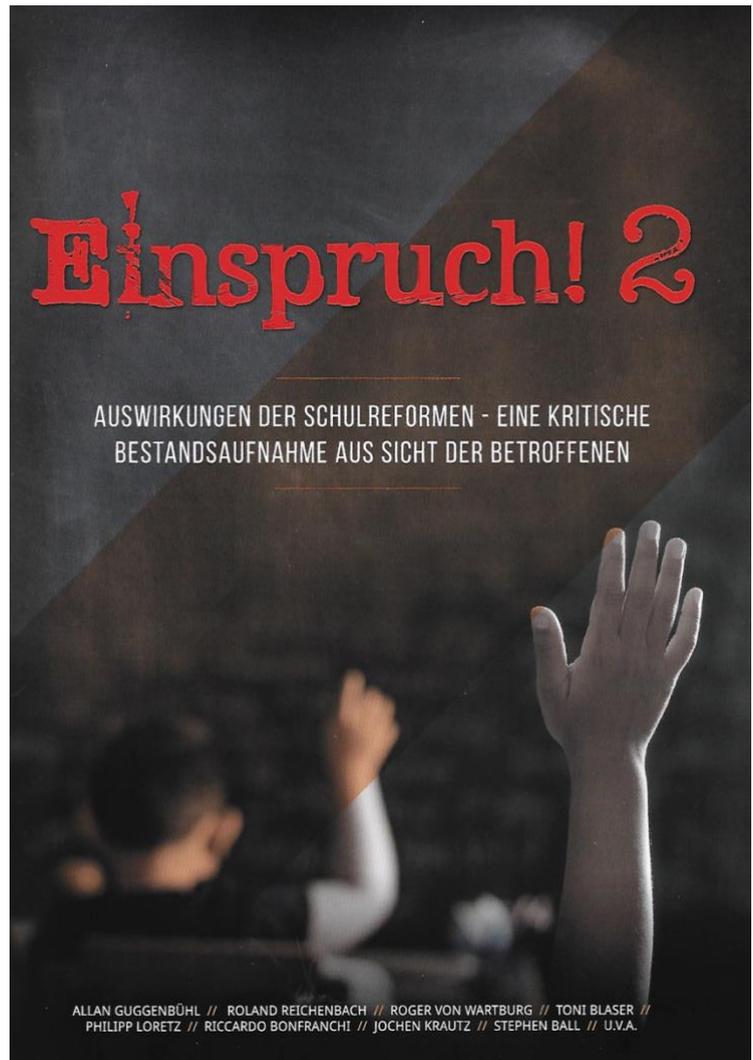


Einspruch! 2

Die Broschüre **Einspruch! 2** (64 S.) kann bestellt werden unter:

arkadi@bluemail.ch.

- pro Broschüre 7 Fr. + Versandkosten,
- ab 10 Exemplaren je 5 Fr. + Versandkosten





Veranstaltungshinweise

12.4.2019: Nicht Schulreform, sondern Totalumbau

Prof. Dr. phil. Mario Andreotti

Einladung zu einem Vortrag mit Diskussion

Freitag, 12. April 2019, 19.00 Uhr

Pfarrzentrum Liebfrauen, Weinbergstr. 36, 8006 Zürich



**Nicht nur Schulreform,
sondern totaler Umbau des ganzen Bildungswesens;**

**Digitalisierung des Unterrichts:
Computer statt Lehrerinnen und Lehrer;**

**«Lernzeiten»
statt Hausaufgaben;**

**Frühfremdsprachen
statt korrektes Deutsch;**

**«Schreiben nach Gehör»
statt richtige Schreibweise.**

Prof. Dr. **Mario Andreotti** ist ein profunder Kenner der schweizerischen Bildungslandschaft und äussert sich immer wieder zu Fehlentwicklungen im Schulwesen. Er studierte in Zürich Germanistik und Geschichte und war langjähriger Gymnasiallehrer. Heute ist er Lehrbeauftragter für Sprach- und Literaturwissenschaft an der Universität St. Gallen und Gastdozent an den Pädagogischen Hochschulen Luzern und Vorarlberg. Daneben ist er in der Lehrerfortbildung tätig und Buchautor.

Der Verein «**Starke Volksschule Zürich**» hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Schulreformen aufmerksam und kritisch zu verfolgen und eine vielfältige Meinungsbildung im Bildungsbereich zu ermöglichen. In diesem Sinne organisiert er den Vortrag mit Prof. Dr. Andreotti.

Wir freuen uns über viele Eltern, Grosseltern, Schüler, Studenten und Lehrer, die ihre Beobachtungen vertiefen und mitdiskutieren wollen, aber auch über jeden sonst interessierten Zuhörer.

Eintritt frei, Kollekte für Saalkosten



[Mehr...](#)



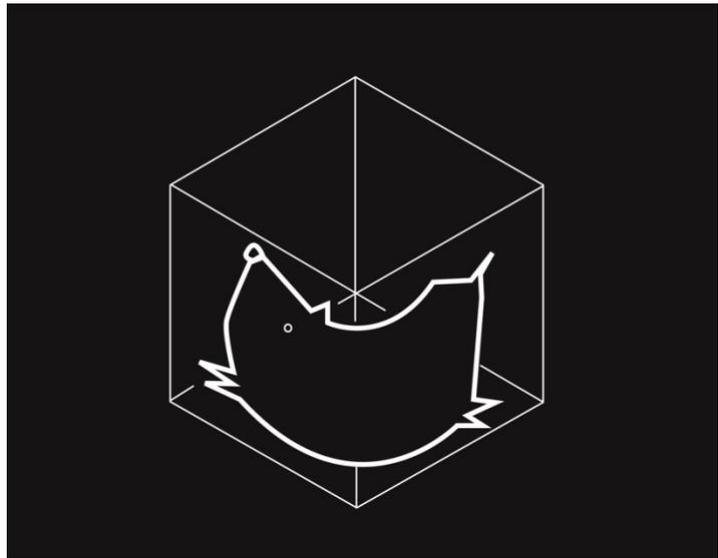
4.5.2019: Time for Change? – Teil II: Im Hamsterrad

Um die Schulen scheint es bestens zu stehen: Bildung ist in aller Munde, Zertifikate und Siegel schmücken schillernde Schulhomepages, bunte Tage der offenen Tür präsentieren vielfältige Angebote und Profile. Schülerinnen und Schüler werden individuell gefördert und auf dem Papier auch immer besser. Lehrerinnen und Lehrer arbeiten in multiprofessionellen Teams, hospitieren kollegial, evaluieren ihre Arbeit und gestalten in Steuergruppen und Schulentwicklungssteams eine lernende und gesunde Schule der Vielfalt und der Zukunft usw.

Zugleich aber klagen Lehrerinnen und Lehrern über Dauerüberlastung, Zeitdruck, immer mehr unterrichtsferne Bürokratie durch Dokumentationspflichten und Koordinierungsaufgaben sowie die wachsenden pädagogischen Herausforderungen. All dies führe zur zunehmenden Marginalisierung des Kerngeschäfts von Unterricht und Erziehung.

In dieser Not seufzen Viele, «It's time for change!» So öffnet Überlastung den Weg für die innovativen Verheißungen der «sanften» Steuerungstechniken, die die Anpassung an von außen gesetzte Regulative durchsetzen und die pädagogische Freiheit unterminieren.

Die Tagung beleuchtet in Vertiefung ihres ersten Teils, wie die manipulative Steuerung von Schule durch Change-Management mit den konkreten Erfahrungen des Schulalltags zusammenhängt. Die Beiträge zu ausgewählten Phänomenen verknüpfen wissenschaftliche Analysen mit Ausblicken aus der Praxis. Die Tagung soll Lehrerinnen und Lehrer ermutigen, ihre pädagogische Freiheit und Verantwortung wahrzunehmen – gegen versteckten Anpassungsdruck und für die der Schule anvertraute junge Generation und den Erhalt von Freiheit, Demokratie und Kultur. [Mehr...](#)



Time for Change? – Teil II: Im Hamsterrad

Schule zwischen Überlastung und Anpassungsdruck

Tagung, Samstag, 04. Mai 2019

Bergische Universität Wuppertal,
Fakultät für Design und Kunst,
Lehr- und Forschungsgebiet Kunstpädagogik

in Kooperation mit:
Gesellschaft für Bildung und Wissen e.V.
Universität Bonn, Arbeitsbereich Bildungswissenschaften
Cusanus Hochschule, Bernkastel-Kues
Universität zu Köln, Department Erziehungs- und Sozialwissenschaften



**BERGISCHE
UNIVERSITÄT
WUPPERTAL**